

finden. Die Vergrößerung der abflußlosen Seen und die Verdichtung der Vegetation in grundwasserreichen Gebieten dürfte auf die verringerte Verdunstung der Kaltzeit zurückzuführen sein.

Wenn ein Teil der Ergebnisse auch nicht durchaus neu ist, so finden diese doch durch das reichlich verarbeitete und vorgelegte Material eine sehr wesentliche Stütze. Im ganzen stellt dieser erste Band eine vorzügliche Grundlage für die weiteren vom Verf. zu erwartenden Darstellungen zu dem Thema der letzt- und postglazialen Landschaftszonen Nord-Eurasiens dar.

H. Graul

J. BJERRE: *Kalahari. Steinzeitmenschen im Atomzeitalter*. 159 Seiten mit 37 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln und 1 Kartenskizze. Wiesbaden 1960.

„Ist es nicht absurd, wenn überall in der Welt Kräfte und Energien mobilisiert, alte Wohnplätze und Ruinen ausgegraben werden, nur damit man in der Vorgeschichte der Menschheit lesen kann — während der Mensch der Vorzeit selbst auch heute noch mitten unter uns lebt, wenn auch verdrängt und übersehen? In der Kalahari lebt er noch heute“ (S. 31).

Selbstverständlich ist eine solche vom Verf. erhobene Frage schon deshalb nicht aufrechtzuerhalten, weil sie völlig verschiedene Begriffe vermengt und unrichtig anwendet. Was er aber mit seinem Buch will, das hat Bjerre damit ausgedrückt: er will ein lebendiges Bild vermitteln vom „Menschen der Vorzeit“, worunter er die etwa auf der Kulturstufe des Jungpaläolithikums lebenden Buschmänner der Kalahariwüste in SW-Afrika versteht.

Jeder, der als Fachmann oder Laie sich ein in der Tat äußerst lebendig vermitteltes Bild vom Tun und Treiben der Jungpaläolithiker machen will, greife zu diesem Buch. Er wird dort die Erklärung für viele, zunächst oft rätselhafte Erscheinungen jungpaläolithischer Nahrung und Siedlung, Aufzucht der Nachkommen usw. finden und den „Alltag in der Urzeit“, wie sich ein Kapitel nennt, vom Leben der Buschmänner her gesehen, zu rekonstruieren wissen. „Jagd ist das anspornende Element im ganzen Dasein dieser primitiven Menschen“ (S. 148). Das ist zwar keine neue Erkenntnis, wohl aber sind gerade die Jagd- und Tanzgepflogenheiten von den Jungpaläolithikern ähnlichen, heutigen Naturnahen selten mit solcher Meisterschaft geschildert worden wie hier. Was manche sicher berechtigten Rückschlüsse angeht, die indes Verf. nur ganz allgemein zieht, so erscheint dem Rezensenten u. a. „eine Art Musikbogen, der wie ein kleiner Flitzbogen aussieht“ (S. 155), besonders wichtig, denn einer der „Schamanen“ von Trois Frères (zuletzt bei Breuil, *Les cavernes du Volp*, 1958, Fig. 63, S. 59) trägt eben ein solches Instrument. Hervorzuheben auch die Erkenntnis (S. 174), daß die absolute physische Abhängigkeit der Naturmenschen „auch eine psychische mit sich bringt — ein übernatürliches Verhältnis zwischen ihnen selbst und ihrem Land, seinen Tieren und Pflanzen. Hier liegt der Antrieb zu einem religiösen Leben“. Auch der Urgeistesgeschichtsforscher sollte sich mit solchen Anschauungen auseinandersetzen. Die Kapitel auf den Seiten 112 bis 187 bilden für die Urgeschichtskunde wichtige Fundgruben. Das übrige des Buches freilich reicht nicht über ungezählte ähnliche Reise- und Expeditionsberichte in außereuropäischen Ländern hinaus, und der Forscher wird dort auch manche beliebte Fabel — z. B. die von prähistorischen Riesenmenschen (S. 88) — wiederfinden.

L. Z.

*Festschrift für Lothar Zotz*. Steinzeitfragen der Alten und Neuen Welt, herausgegeben von Gisela FREUND. — Institut f. Ur- und Frühgeschichte der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen. VIII u. 610 Seiten mit zahlr. Abb. und XIX Tafeln. Bonn 1960.

Lothar Zotz hat sich durch seine wissenschaftliche und organisatorische Arbeit einen hervorragenden Platz in der internationalen Gemeinde der Urgeschichtsforscher erobert. Die 38 Beiträge dieser gewichtigen Festschrift zollen anlässlich seines 60. Geburtstages der gewaltigen Leistung die gebührende Anerkennung. Der Band beginnt, wie es sich gehört, mit einer Würdigung seines Lebenswerkes durch die Herausgeberin und langjährige Mitarbeiterin des Ge-

feierten, Prof. Dr. Gisela F r e u n d. Wir bedauern aber, daß die 114 Nummern umfassende Publikationsliste nicht auch die zahlreichen heimatkundlichen und volkstümlichen Aufsätze und vor allem die Rezensionen einschließt. Denn diese Dinge gehören dazu, wenn ein abgerundetes Bild eines Gelehrtenlebens gezeichnet werden soll. Nicht nur, daß sie oft Gedanken enthalten, die in den großen Arbeiten nicht zum Austrage kommen, sie lassen auch oft mehr vom Menschen erkennen, als diese.

Die in dem Bande vereinigten Abhandlungen betreffen vorwiegend die ältere und mittlere Steinzeit, das hauptsächlichste Arbeitsgebiet des Jubilars. Nur zwei sind der jüngeren Steinzeit gewidmet, eine der Linguistik, diese aber mit stärkstem Bezug zum Paläolithikum. Es ist zugleich die längste und sicher eine der bedeutendsten Studien der ganzen Reihe. W. W ü s t spricht darin „Über einige Besonderheiten des Renjäger/Renheger-Glossars im Alt-Indogermanischen“. Er setzt darin seine fundamentalen Untersuchungen im Rahmen der von ihm konzipierten holothetischen Sprachtheorie fort, eines neuen, erfolgverheißenden Weges die Sprachentwicklung — und zwar zunächst die indogermanische — hinter die feste Ausformung der Sprachen und Sprachstämme zurückzuverfolgen und damit die Sprachwelt des jungpaläolithischen Menschen zu erforschen. Solche Arbeit bedingt natürlich intensivstes Eindringen in das Zusammenspiel von Phonem und Bedeutung (das erst später in das Verhältnis von „Wörtern und Sachen“ erstarrt ist). Denn die Bedeutungen erflossen aus „Gesamtsituationen“ im Sinne von Fritz Krügers Entwicklungspsychologie, aus „Erlebniszusammenhängen“, deren Differenzierung die Entwicklung der lautlichen Morpheme entsprach. Es ist für den Nicht-Linguisten schwer, den Gedanken- und Beweisgängen Wüsts zu folgen und selbst der Linguist kommt ihnen nicht immer leicht nach, wie die Diskussion zwischen C. Regamey und Wüst in *Anthropos* LIV, 1959, S. 252—258 und 982—988 beweist. Den besten Zugang vermittelt Wüsts Aufsatz „Steinzeitforschung und holothetische Sprachtheorie“ in der von ihm selbst gegründeten und herausgegebenen Zeitschrift *RHMA* (von griech. ῥῆμα „Wort“) III, 1957, S. 99—116. Die holothetische Sprachtheorie bedeutet zweifellos den ersten methodisch ausreichend fundierten Versuch, vorsprachstammliche lautliche Morpheme und Semanteme konkret zu erfassen und verdient die größte Aufmerksamkeit der Prähistoriker, aber auch deren Gewissenhaftigkeit in der Herausarbeitung von Kulturerscheinungen, auf die sich der Linguist stützen kann.

Ein ganzer Kreis von Arbeiten des Bandes hängt irgendwie mit Religion und Ausdeutung der paläolithischen Kunst, sei es in religiösem, sei es in anderem Sinne, zusammen. Hier figuriert an erster Stelle der aus dem Italienischen übersetzte Aufsatz des vorzeitig hingeshiedenen römischen Professors A. C. B l a n c „Über die Vorgeschichte des Religionsdualismus, die Entwicklung der Mythen des Uranischen Wesens und des Feindes“. Der Verfasser geht von einer Abhandlung Ugo Bianchis aus, der auf Grund ethnologischen Materiales das Vorkommen dualistischer Glaubensvorstellungen untersuchte, die zeitlich viel weiter zurückreichen müssen als die geschichtlichen Bezeugungen des „klassischen“ Dualismus jüdischer, gnostischer und christlicher Systeme. Die Zone dieser Mythologeme vom Höchsten Wesen (Himmelsgott) und seinem Widersacher, der in den verschiedensten Formen auftritt, umfaßt nach Bianchi vor allem Nord-urasien und das subarktische Amerika. Blanc fragt sich nun, ob sich diese Erkenntnisse nicht auch in der urgeschichtlichen Dokumentation widerspiegeln und dadurch chronologisch-entwicklungsgeschichtlich stützen lassen: er glaubt dies tatsächlich dartun zu können. Er erblickt den Beweis für das Nebeneinanderbestehen antagonistischer Gottesvorstellungen im Vorkommen des Schwirrholzes (das für ihn mit dem Himmelsgott in Beziehung zu stellen ist) und im Bilde einer Jagdgottheit des späten Jungpaläolithikums. Als „Herrn des Wildes“ spricht er nämlich die tanzende Figur von *Trois Frères* an, die von den meisten Forschern als Zauberer (Schamane) gedeutet wird, wobei sicher viele sich in Unkenntnis des Umstandes befinden, daß Breuil sie später als Darstellung eines mythischen Wesens, eines Jagdgenies auffaßte. Zur Verstärkung dieser Ansicht zieht Blanc das moderne Bild des Meeresgenies (Herrn der Fische) durch die Melanesier der Salomon-Inseln heran, das — *mutatis mutandis* — tatsächlich gewisse Analogien

zur Figur von Trois Frères aufweist. Während der bekannte italienische Religionsforscher Pettazzoni die Hochgottformen aus den Lebensbedingungen der jeweiligen Kulturkreise erklärte (den Herrn der Jagdtiere als Schöpfung der Jäger, den Himmlischen Vater als Hirtengott, weil der für die Weidetiere nötige Regen vom Himmel kommt, die große Erdmutter als Göttin der Ackerbauer, weil sie ihre Nahrung der Erde abgewinnen) und dort, wo sich die Züge mischen (z. B. bei Wildherren mit uranischen Merkmalen), Überlagerungen, Aufsaugungen etc. annahm, zweifelt Blanc an diesem Schema auf Grund der archäologischen Befunde, die ihm die Koexistenz eines Himmelswesens und eines Herrn der Tiere in der gleichen kulturellen Umwelt anzuzeigen scheinen, eine Koexistenz, die vor dem Auftreten der Viehzucht (des Hirtentums) liegt und für deren Entstehung durch Kulturmischung „jedes Anzeichen“ fehlt. Blanc hält sich daher für berechtigt, dem Hochgotte der ältesten Jägerkulturen polyvalenten Charakter zuzuschreiben, d. h. zugleich ihn mit uranischen wie mit Waldgott- und anderen Zügen ausgestattet sich vorzustellen.

Die Gedankenkette Blanc's weist verschiedene schwache Glieder auf. Ob man behaupten darf, daß die Schwirrhölzer den Himmelskörper repräsentieren, möchte ich dahingestellt sein lassen. Auf alle Fälle scheint mir die Deutung der Figur von Trois Frères als Jagdgott, trotz der hohen Autorität Breuils, nicht über allen Zweifel erhaben. Just in dem gleichen Bande befindet sich eine Arbeit von Dingfelder, der an der älteren Interpretation (Zauberer oder Schamane) festhält und eine jener schlagenden Analogien, die uns Bilder sibirischer Schamanen bieten, heranzieht. Die Gestalt des Meeresgenius von den Salomonen hätte nur dann Beweiswert, wenn feststände, daß sie wirklich der altmelanesischen Kultur angehört und nicht etwa einem späteren Zustrom; darüber erfahren wir aber nichts. In seiner Stellungnahme gegen Pettazzoni hat Blanc bestimmt recht. (Wir hören dabei so nebenhin, daß Pettazzoni nur ein ganz unzureichendes Verhältnis zur Archäologie hatte, was die geringe Beachtung der chronologischen Tatbestände, unter der seine Theorien leiden, erklären dürfte.) Aber Blanc selbst versündigt sich gegen die Archäologie. Für ihn gibt es — soweit die Genetik kulturgeschichtlicher Erscheinungen in Frage kommt — am Anfang nur „Jägerkulturen“; einmal spricht er von „ältesten Jägerkulturen“, aber es ist durchaus nicht ersichtlich, daß er damit etwa einen Unterschied zwischen miolithischem und protolithischem Jägertum machen will. Es ist bei einem Paläolithspezialisten, wie es Blanc war, doppelt auffallend, wenn er die tiefe wirtschaftliche und geistige Kluft, die zwischen den beiden großen Epochen des Paläolithikums bestand, geflissentlich übersieht. Dieser Mangel erklärt sich aus seiner prinzipiell naturalistischen Einstellung, die auch der von ihm geschaffenen Methode der „Ethnolyse“ zugrunde liegt. Ich habe letztere schon in „Historia Mundi“ I, S. 234 als einen naiven Einbruch naturwissenschaftlicher Denkweise in das Gebiet der Geisteswissenschaften bezeichnet und muß das hier noch einmal unterstreichen, da Blanc gegen Ende des Artikels zur Erhärtung, daß es „keine einfachen Naturen, Substanzen oder Organismen oder Ideologien ab origine, sondern nur späterhin vereinfachte Geschöpfe, Wesenheiten, Organismen und Ideologien“ gegeben hat, Erkenntnisse der Spektroskopie und Atomtheorie heranzieht (vielleicht weil die von ihm zuerst als Parallelfall bemühte Genzentrentheorie Vavilos nicht standgehalten hat, worauf ich an oben genanntem Orte hinwies). Ich meine, seit Dilthey und seinen Nachfolgern sollten solche Dinge nicht mehr vorkommen. Damit will ich nun keineswegs sagen, daß der Gedanke eines polyvalenten Urgottbegriffes falsch sei. Blanc kommt damit — nebenbei bemerkt — dem viel geschmähten und von ihm selbst schärfstens abgelehnten „Urmonotheismus“ Pater Schmidts viel näher, als er will und glaubt. Man braucht von beiden Ideen nur abzustreichen, was höchst persönliche Meinung ist, dann heben sich die Gegensätze auf.

Der eben herangezogene Aufsatz von J. H. D i n g f e l d e r „Zur Deutung der Speerschleudern von Mas d'Azil und Bédeilhac“ bewegt sich auf einem sehr schwierigen Gebiet und beschränkt sich daher mehr darauf, Anregungen und Andeutungen als Lösungen zu bieten. Er zieht zur Erklärung von Darstellungen, die Analgeburten wiederzugeben scheinen, ein reiches ethnologisches und psychologisches Tatsachenmaterial heran, das immerhin Wege zum Verständ-

nis eröffnet. Ähnliche Pfade beschreitet auch *Graf Uojkffy* in seinen „Gedanken über Urzeit-Denken“. Als Jäger und passionierter Tierbeobachter vermag er zur Deutung der miolithischen Felskunst manches Originelle beizutragen. Mit der Beschreibung und Interpretation wenig bekannter oder neu entdeckter Kunstwerke des Miolithikums und Neolithikums befassen sich die Beiträge von *M. Almagro* „Nuevas pinturas rupestres con una danza fálica en Albarracín“, *L. R. Nougier* und *R. Robert*, „Les loups affrontés de la grotte de la Vache (Ariège) et les canidés dans l'art francocantabrique“, *H. L. Movius*, „Bas-relief carving of a female figure recently discovered in the final Périgordian horizon at the Abri Pataud, Les Eyzies (Dordogne)“, *R. Ströbel*, „Ein Lochstab mit Pferdegravierungen von «Laugerie Intermediäre» in der Sammlung für Urgeschichte der Universität Erlangen“, sowie der besonders bemerkenswerte Aufsatz von *O. Hennig* über „Die ältesten bildlichen Darstellungen von Allkampfszenen (Jiu-Jitsu).“ Hennig macht es äußerst wahrscheinlich, daß eine Reihe von (vermutlich jungsteinzeitlichen) Felsmalereien Libyens, die *H. Rhotert* veröffentlicht hat, Ringkämpfe nach Art des Jiu-Jitsu wiedergeben. Der Verfasser bringt darüberhinaus den Nachweis, daß diese Art von Zweikampf keineswegs eine japanische Erfindung ist, sondern von China nach Japan kam und auch im europäischen Mittelalter wohl bekannt war. Sie dürfte also eine uralte, prähistorische Tradition besitzen. Allgemeinere Betrachtungen „Zur Deutung und Bedeutung der paläolithischen Höhlenbilder“ steuert *W. Hülle* bei. Der Aufsatz zeichnet in dankenswerter Weise einerseits den bisherigen Weg der Forschung, andererseits richtet er den Blick auf verschiedene Versuche, geistigen Zugang zur eiszeitlichen Kunst zu finden; es handelt sich dabei zumeist um Ausgriffe von Grenzfeldern, (allgemeine Kunstwissenschaft, Psychologie, anthropologische Philosophie, Geschichtsphilosophie), von denen der Facharchäologe nicht leicht Kenntnis nimmt. Dabei ist dem Verfasser allerdings eine ganze Sparte wissenschaftlicher Bemühungen um die paläolithische Kunst entgangen, wodurch er zum Urteil kam, daß „erstaunlicherweise der Beitrag der Kunstwissenschaft zur Deutung der altsteinzeitlichen Kunst auffallend gering“ ist. Doch hätte in diesem Zusammenhang das noch längst nicht veraltete, wenn auch nicht systematische, so doch oft bedeutende Beobachtungen kunstwissenschaftlicher Art enthaltende Werk von *Moritz Hoernes* „Urgeschichte der bildenden Kunst Europas“ (letzte von mir besorgte Auflage 1925) nicht unerwähnt bleiben dürfen, so wenig wie das Lebenswerk des französischen Spezialisten auf dem Gebiete der eiszeitlichen und primitiven Kunst *G. H. Luquet*. Und schließlich erlaube ich mir zu erwähnen, daß ich im „Handbuch der Archäologie“, Band I, 1939 auf 27 Seiten eine obzwar kurze, so doch nach einem ausgebildeten und in der Darstellung klar durchleuchtenden kunstwissenschaftlichen Begriffsysteme orientierte Geschichte der paläolithischen Kunst geboten habe, die das, was *Herbert Kühn* in dieser Hinsicht geleistet hat, weit hinter sich läßt, obwohl ihm durchaus das Verdienst zuzusprechen ist, in der kunstwissenschaftlichen Betrachtung der Eiszeitkunst Bahn gebrochen zu haben. Daß meine Studie in Fachkreisen wie darüber hinaus so gut wie gar nicht beachtet wurde, hängt einerseits wohl damit zusammen, daß sie in einem vorwiegend den klassischen Archäologen vertrauten Handbuche erschien, zum andern aber bestimmt auch mit dem Unverständnis, das die Prähistoriker im allgemeinen stilkritischer und kunstwissenschaftlicher Betrachtungsweise entgegenbringen. — Das viel umstrittene Problem der Datierung des ostspanischen Kunststiles behandelt die Studie von *E. Ripoll-Perelló*, der im wesentlichen Anhänger der neuen Richtung ist, die selbst die ältesten Werke dieser Gruppe nicht über das Mesolithikum zurückreichen lassen will. Ich bin demgegenüber der vermittelnden Ansicht *Pericots*, nach der die Funde von *Parpalló* ein höheres Anfangsalter der ostspanischen Kunst wahrscheinlich machen. Im übrigen bin ich — im Gegensatze zur wohl fast allgemeinen Meinung — keineswegs davon überzeugt, daß die Levantekunst ein später Sproß der franko-kantabrischen ist. Bevor hier ein endgültiges Urteil möglich ist, müssen wir abwarten, was uns die erst in den Anfängen steckende chronologische Erforschung der Felsbilder Afrikas enthüllt. *P. Graziosi* befaßt sich anschließend an die Veröffentlichung zweier schöner bemalter Kiesel aus dem *Dep. Gard* mit diesen merkwürdigen Erzeugnissen überhaupt und betont ihr langes Nach-

leben (vor allem auch ihrer schematischen Dekoration) im mediterranen Gebiet. Er hält sie für ein charakteristisches Element der mediterranen Kunstprovinz des Miolithikums.

Ein anderer großer Kreis der Beiträge ist mit teils allgemeineren, teils speziellen Problemen des Paläolithikums und Mesolithikums der Alten Welt befaßt. Davon sind die Aufsätze von J.-L. Baudet, „Epipléistocène flamand“, K. Brandt, „Die Volkringhauser Höhle, ein wenig bekannter altsteinzeitlicher Rastplatz in Westfalen“, C. Hugues, S. Gagnière und O. Rappaz über „Les Moustériens de Sainte-Anastasia (Gard)“, G. Freund „Ein Zweiseiter aus dem Löß von Freiburg i. Br.“ und H. de Lumley und B. Bottet „Sur l'évolution des climats et des industries au Riss et au Würm d'après le remplissage de La Baume Bonne (Quinson, Basses Alpes)“ und W. Matthes, „Die Entdeckung neuer paläolithischer Fundplätze bei Hamburg“ vorwiegend als Materialpublikationen anzusehen, wobei der letztgenannten Arbeit ein besonderes Interesse zukommt, weil darin u. a. auch unerwartete Neufunde protolithischer Kulturen aus dem letzten Interglazial zur Sprache kommen. — Die in letzter Zeit besonders in den Mittelpunkt des Interesses tretenden Geröllkulturen des frühesten Altpaläolithikums sind Gegenstand der Studien von G. J. Fock, „Die Prä-Chelles-Kultur am Vaal“ und von H. Krüger, „Schlagmarken an paläolithischen Geräten (Pebble-tools) aus Oberhessen“. Um einen anderen Formenkreis dreht es sich bei den Arbeiten von M. Brodar, „Die hochalpine Aurignac-Station Mokriška jama (1500 m)“ und S. Brodar, „Die enormen Kiesvorkommen in den Kulturschichten der Potočka zijalka“, sowie dem Bericht von K. Ehrenberg, „Über einen neuen Fund einer mutmaßlichen Höhlenbären-Schädeldeposition in der Salzofenhöhle“. Das Paläolithikum der hochalpinen Fundplätze birgt noch immer zahlreiche Probleme chronologischer, typologischer und chorologischer Art, vor allem aber letzterer. Wenn M. Brodar sagt: „Besondere Aufmerksamkeit ist nicht auf die große Mehrzahl primitiver, roh retuschierter, nur gebrauchter Abschläge zu lenken, sondern auf die ‚wenigen Ausnahmen‘“, so hat er vollkommen recht, soweit es um die chronologischen Fragen geht. Aber selbst wenn es sich herausstellen sollte, daß alle hochalpinen Paläolithstationen ins erste Würminterstadial fallen, so ist damit das chorologische Problem, die Frage, welcher kulturellen Einheit die Hochalpenfundplätze angehören, noch keineswegs entschieden. Einige Aurignacartefakte in einem Meere von anders gearteten Dingen machen noch kein Aurignacium, sondern legen viel eher eine andere Interpretation nahe, nämlich daß in Wirklichkeit eine primitive, rückständige Kultur vorliegt, der die Alpen als Rückzugsgebiet dienen. Außerhalb Europas sind solche Erscheinungen bis in die späten Zeiten hinein etwas ganz Gewöhnliches. Da sie in Europa in spätprähistorischer und geschichtlicher Zeit in krasser Form nur selten zu beobachten sind, denkt man auch für das Paläolithikum viel zu wenig an diese Möglichkeit. Die Frage, um welche protolithische Kultur es sich bei den Alpenfundplätzen dreht, will ich hier nicht ansprechen, da das zu weit führen würde. Auf alle Fälle möchte ich aber unterstreichen, daß sie einen außerordentlich eigenständigen Kulturcharakter besitzen, wie u. a. die von S. Brodar geschilderten (keineswegs nur auf die Potočkahöhle beschränkten) Kieseleinlagerungen und die vielfach beobachteten, neuerlich von Ehrenberg so sorgfältig studierten Bärenschädeldeposits beweisen. Es ist schade, daß sich L. R. Nougier in seinem sonst so ansprechenden Buche „Géographie humaine préhistorique“ durch die nicht ernst zu nehmenden Einwendungen von F. E. Koby hat verführen lassen, von einer „pseudo-civilization des chasseurs d'ours alpins“ zu sprechen. Ihm sind die soliden Arbeiten von Vater und Sohn Brodar, Ehrenberg, Zotz u. a. offenbar vollkommen unbekannt geblieben.

Besonders willkommen wird vielen Fachgenossen der Aufsatz von A. Tode „Was ist das ‚Tayacien?‘“ sein, denn tatsächlich herrscht über das Wesen der Steinindustrie sehr viel Unklarheit. Die Ausführungen des Verfassers sind sehr besonnen und beachtenswert. Fontéchevade in den Mittelpunkt der Urteilsfindung stellend, betont er den zweifellos originalen Charakter dieser letztinterglazialen Industrie, zeigt sich aber zurückhaltend hinsichtlich der Verwendung der Bezeichnung auf andere, wenn auch ähnliche Fundkomplexe. Er weist auf mögliche Zusammenhänge mit dem sogenannten Prämoustérien (Primitiv-Moustérien) Mitteleuropas hin und deutet an,

daß „die Vernachlässigung der Steinindustrie mit dem Aufkommen andersgearteter Kulturinteressen, etwa Holz- und Knochenbearbeitung parallel laufen“ könnte. Damit nähert er sich Gedankengängen, die mich seinerzeit zur Aufstellung eines eigenen protolithischen Knochenkulturkreises geführt haben.

Ein ähnlich allgemeines Problem schneidet der Altmeister der Paläolithforschung H. Breuil in seinem Aufsatz „Le Solutrén“ an. Das Ergebnis ist: „Die Elemente zur Beurteilung des Problems mehrten sich, aber die Lösung steht noch aus“. Demgegenüber beschränkt sich H. Lindner auf ein eng begrenztes typologisches Thema, „Hohlmeißelgeräte“ des Miolithikums, weiß ihm aber verschiedene interessante Aspekte abzugewinnen.

Mit einem schwierigen Fundstoffe beschäftigt sich H. J. Seitz in seinem Artikel über „Einige bemerkenswerte Steinzeitfunde aus dem Fränkischen Jura“. Es handelt sich z. T. um sogenanntes grobgerätiges Mesolithikum, dessen Zusammenhänge mit dem Campignium sich immer deutlicher herausstellen, aber auch um anscheinend ältere Dinge, die sich noch nicht genau klassifizieren lassen. Seitz leistet in diesem Bereiche eine sehr aner kennenswerte Pionierarbeit.

Wie schon erwähnt, beschränkt sich die Zahl der Arbeiten, die ganz vorwiegend dem Neolithikum gewidmet sind, auf drei Beiträge. Von diesen ist die Abhandlung von K. Tackenberg über „Die Geröllkeulen Nordwestdeutschlands“ besonders umfangreich. Die Geröllkeulen lassen sich im Einzelfalle meist nicht sicher datieren, doch steht fest, daß es mesolithische und neolithische gegeben hat; wahrscheinlich sind die letzteren in Überzahl. Primitive Bohrung durch Aushämmern eines kegelförmigen Loches von beiden Seiten her, ist kein Beweis für hohes Alter der Stücke; es verbindet sich zudem, wie Tackenberg zeigt, so gut wie immer, (auch bei den mesolithischen Stücken) mit Vollbohrung am Ende des Arbeitsganges. Der Zweck der Geröllkeulen läßt sich nicht eindeutig bestimmen; er scheint verschiedenartig gewesen zu sein. Die sehr detaillierte Arbeit von E. Beninger über »Vinča in mitteleuropäischer Sicht“ gebührend zu würdigen, ist an dieser Stelle nicht möglich. Sie baut sich aus einer Fülle von Einzelbeobachtungen und kritischen bzw. weiterführenden Bemerkungen zur Literatur auf, die sehr beachtenswert sind, aber leider nicht in einer Zusammenfassung gipfeln. Die von Beninger anscheinend noch festgehaltenen bisherigen Auffassungen über die absolute Chronologie dürften nach den Radiokarbonaten wohl z. T. eine Abänderung erleiden müssen. D. Fletcher-Vals stellt die Funde von „Vasos de boca cuadrada en la Península Ibérica“ zusammen und untersucht deren Verhältnis zu den italienischen und donauländischen Gefäßen mit viereckiger Randformung. Er zeigt, daß es auch andere Belege für einen im donauländischen Osten wurzelnden und über Italien und Südfrankreich nach Spanien vordringenden neolithischen Kulturstrom gibt, der mit der viel stärkeren Südströmung in gewisser Konkurrenz steht.

Drei Arbeiten vertreten den naturwissenschaftlichen Aspekt der Urgeschichtsforschung. W. Wundt bespricht in der „Abhandlung zur absoluten Chronologie der Erd- und Urgeschichte“ in sechs Abschnitten: 1. Allgemeines und Methoden der Radioaktivität, 2. Einzelmethoden: Uran-Blei, Rubidium-Strontium, Kalium-Argon, Radiokarbon, Fluor, Titan, 3. Sauerstoff-Isotopenmethode, Tiefseeforschung mit Bohrkernen, 4. Warven-Chronologie, 5. Die Strahlungskurve, Klimaausgleich zwischen den Hemisphären, 6. Einreihung von Kulturdaten in die Zeitskala. Man liest es dankbar und mit großem Gewinn, denn es ist nicht leicht, all den für die Urgeschichte wichtigen Fortschritten der naturwissenschaftlichen Forschung zu folgen. Wie man aus der Literatur sieht, ist es z. B. vielfach noch unbekannt geblieben, daß nach der von van Woerkom neu berechneten Strahlungskurve der Höhepunkt der Günzeiszeit auf nur rund 330 000 Jahre anzusetzen ist. Nicht minder erwünscht ist die Studie „Steinzeitkunde und Naturwissenschaft“ von H. Gross. Sie betont in der Einleitung erfreulicherweise den historisch-geisteswissenschaftlichen Grundcharakter der Urgeschichte, ferner das Nebeneinander verschiedener Kulturen schon im Paläolithikum, wozu ich nur bemerken möchte, daß die Erkenntnis dieser Tatsache viel älter ist, als das Gross anzunehmen scheint; vgl. dazu meinen Aufsatz „Zur Geschichte der altpaläolithischen Kulturkreislehre“, W. P. Z. XIV, 1927, S. 30—35. Des weite-

ren spricht Gross von der Bedeutung der Pollenanalyse, der Warvenforschung, der Radiokarbondatierungen, der Flußterassen, der Sonnenstrahlungskurve und vieler anderer geologischer, paläontologischer, physikalischer Methoden und Erkenntnisse für die Ermittlung der Eiszeitchronologie und wendet sich am Ende seinem Lieblingsthema, der Geologie und Urgeschichte der Würmeiszeit, zu, deren Darstellung mit zwei übersichtlichen Tabellen abschließt. Ein teilweise hier einschlägiges Sonderthema, „Funde des Riesenhirsches in Schleswig-Holstein und ihre zeitliche Einordnung“ behandelt E. W. G u e n t h e r. Der Riesenhirsch hat nach den Ausführungen des Verfassers die Späteiszeit nicht überlebt, auch nicht in Irland, wo man ihn fälschlich noch im Neolithikum nachweisen wollte.

Wir haben zum Schluß noch die drei Aufsätze ins Auge zu fassen, die der Steinzeit Amerikas gewidmet sind. Da ist zunächst die vollgewichtige Arbeit von O. H. P r ü f e r über „Early Man East of the Mississippi“ zu nennen. Sie bietet einen erschöpfenden Überblick über die mio- und epimioolithischen Flintspezienvorkommnisse im Osten der Vereinigten Staaten. Ihre Forschung ist noch mangelhaft. Dies hängt damit zusammen, daß die entscheidenden Funde des Westens weit früher gemacht wurden, aber wohl auch mit dem Umstand, daß die Spitzenkulturen im Osten eben doch nur Ausläufer der westlichen sind und noch nicht so klare Einheiten erkennen lassen, wie es der Sandia-, der Clovis- und der Folsomkomplex sind. Das Problem der Faustkeilkulturen (Trenton und dgl.) berührt der Verfasser nicht, so wenig wie jenes eventueller altpaläolithischer Erscheinungen. Das sehr reiche Literaturverzeichnis wird allen jenen willkommen sein, die sich mit diesem ziemlich spröden Material näher befassen wollen. — G. S c h r o e d e r berichtet in dem Beitrag über „Zeugnisse der Steinzeit in Südamerika“ vor allem über seine eigenen Entdeckungen, von denen einiges schon veröffentlicht ist. Neu ist dagegen das in diesem Aufsatz gebotene Material an Felsgraphik aus dem bolivianischen Chaco, aus dem Majestale (Dep. Arequipa, Südperu) und dem Staate Rio Grande do Norte (Brasilien). Besonderes Interesse erwecken die szenischen Darstellungen von Acari (Rio Grande do Sul). Wenn Schroeder auf Grund meiner versuchsweisen Datierung der patagonischen Szenenmalerei diese Arbeiten um 3000 v. Chr. datiert, so möchte ich doch vor soviel Optimismus warnen. Denn erstens besitzt mein Ansatz nur hypothetischen Charakter und zweitens muß nicht alle szenische Darstellung in Südamerika gleichzeitig sein. Stig Ryden datiert z. B. die naturnahen Felsmalereien im Loa-Loatale Nordchiles in unmittelbar vorkolumbische Zeit. Mein eigener Beitrag zur Zotz-Festschrift gibt eine „Urgeschichte der Kanuindianer des südlichen Amerika“. Ich zeige darin, daß sich die Kultur der Alakaluf und Yámana archäologisch bis auf rund 10 000 Jahre v. Chr. zurückverfolgen läßt, um welche Zeit sie von Norden her eingewandert sein muß, denn vorher gab es an der Südspitze Amerikas keine Lebensmöglichkeit. Es war eine epiprotolithische Geröllkultur, wie sie in Argentinien, Chile, Uruguay und Brasilien — trotz mangelnder Forschung — auch sonst bereits allenthalben bezeugt ist. In Nordamerika ist ihre echte protolithische Ausgangsform wahrscheinlich schon im letzten Interglazial belegt. Die Archäologie macht es möglich, die Umwandlung der späteren Kanuindianer und niederen Jäger des Festlandes zu Küstenvölkern zu verfolgen und läßt die Einflüsse erkennen, die sie von ihren Bedrängern, den höheren Jägern (Tehuelchen) auch von Pflanzervölkern (Araukanern) empfangen. Diese Feststellungen sind von größter kulturgeschichtlicher Bedeutung, weil die Alakaluf und Yámana zu den primitivsten Völkern der Erde gehören, die sich bis in die moderne Zeit hinein erhalten haben.

Der Band ist in glänzender Weise ausgestattet worden und stellt zweifellos eine der schönsten und gehaltvollsten Festschriften dar, die in den letzten Jahren erschienen sind.

Oswald F. A. Menghin